

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Brussig, Thomas

Das gibts in keinem Russenfilm

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

VORWORT
oder Die Erinnerung ist eine olle Kommode
(2014)

Wer nicht ertragen will, daß ein Leben vom Zufall gestaltet wird, kann sich gleich die Kugel geben. Du kommst mit dem Rad von der Arbeit, willst über die Baustelle abkürzen, übersiehst einen Nagel, hast nen Platten und mußt am nächsten Tag die S-Bahn nehmen, wo du einen alten Bekannten triffst, der dir sagt, in seiner Firma suche man gerade jemanden. Du bewirbst dich, wirst genommen und triffst die Frau deines Lebens. Hättest du den Nagel gesehen und wärest ihm mit einer winzigen Armbewegung ausgewichen, dann wärest du nicht nur einem Nagel, sondern zugleich dem Job, der Frau, drei Kindern und sieben Enkelkindern ausgewichen. Das Leben ist mit Zufällen gespickt, doch wir schreiben Lebensläufe.

Meine Erinnerungen sind wie der Inhalt einer alten Kommode, die Jahrzehnte auf dem Dachboden stand. Da gibt es Stücke, die nehme ich gern wieder in die Hand, anderes streift nur der Blick, und es verbleibt unberührt in der Schublade. Dann gibt es das gut verschnürte Päckchen, von dem ich genau weiß, was sich in ihm befindet, weshalb ich es auch nicht öffne. Hinterher ist die Unordnung sowieso größer, wie meistens, wenn ich »mal Ordnung schaffen« will.

Und weil ich eine Schwäche fürs Beschriften, Ordnen, Katalogisieren habe, kann ich sofort die Schublade ›20. August 1991‹ aufziehen. Dich, lieber Leser, interessiert sowieso nur diese eine Episode, »die mit dem Versprechen« – so wie dich bei Van Gogh auch nur eine Geschichte interessiert, »die mit dem Ohr«.

Ich erinnere mich nur noch selten an jenen 20. August 1991, an dem ich mein »babylonisches Versprechen« abgab. Aber jetzt, vor der Kommode mit meinen Erinnerungen, kann ich nicht widerstehen, dieses Erinnerungsstück herauszunehmen.

In jenen Wochen war vieles neu und aufregend. Ich trat in das erträumte Leben eines Schriftstellers ein, wurde fotografiert, sprach in Mikrophone, redete mit den Westmedien. Ich war auf »Experiment« gestimmt, auf »Wie lebt es sich so?«, auf »Wie fühlt sich das an?« »Wie ist es, mit einem Saal von sechshundert Leuten zu spielen, ihm Jubel, Gelächter, Applaus zu entlocken?« (Mein babylonisches Versprechen hatte auch mit Übermut zu tun.) Noch ein Jahr zuvor hätte ich selbst dort unten im Babylon sitzen und einem anderen Schriftsteller zuhören können. Eben war ich noch mit allen gleich, jetzt war ich es nicht mehr. Jetzt war ich es, der auf der Bühne saß. Diese Veränderung ängstigte mich. Und als ich nach meinen Privilegien als Schriftsteller gefragt wurde, rief ich: »Ich verspreche heute, daß ich erst in den Westen fahren werde, wenn jeder in den Westen fahren kann! Ich verspreche ...« Hier mußte ich unterbrechen, weil alle schrien und johlten. »Ich verspreche, daß ich erst dann ein Telefon haben werde, wenn jeder ein Telefon haben kann!« Hier schrien die Leute wieder, so daß ich Zeit gewann, um mir ein weiteres Versprechen zu überlegen

und auf die magische Zahl Drei zu kommen. »Und ich verspreche, daß ich erst dann ›Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins‹ lesen werde, wenn jeder sie lesen kann.« Warum ausgerechnet dieses Buch? Ich hätte auch ›Der Archipel Gulag‹ sagen können, aber es waren schließlich Frauen im Saal, oder ›1984‹, doch den Orwell kannte ich schon, und ein Versprechen abzugeben, das schon gebrochen ist, wenn es über die Lippen kommt, also bitte, bin ich Politiker?

Ich ahnte nicht, daß mir dieser Moment ein Markenzeichen verschafft. Wie naiv war ich eigentlich? Immerhin war das Westfernsehen dabei. So wurde ich zu dem, der ich am wenigsten werden wollte, nämlich zu einem Schriftsteller, der nicht durch seine Bücher bekannt wurde, sondern durch seine Taten, genauer: seine Un-Taten, nämlich nicht zu westreisen, nicht zu telefonieren und ein bestimmtes Buch nicht zu lesen.

Mein Vater, der am liebsten Biographien liest, gab mir einen Tip, als ich ihm von meinem Vorhaben erzählte. »Was ist das Leben? Situationen wie diese: Du stehst im Fahrstuhl, jemand steigt ein, drückt die Sieben. Ihr wechselt kein Wort miteinander, und der Jemand steigt in der Siebten aus. Schreibst du darüber? Natürlich nicht. Es sei denn, der Jemand war Einstein. Dann muß das rein.«

Aber ich war nie mit Einstein im Fahrstuhl, und ich werde sowieso immer nur »der mit dem Versprechen« bleiben. Und als der werde ich in meinen Erinnerungen kramen, wie es sich mit diesem Versprechen gelebt hat.

Es war ein Junge und sie nannten ihn Thomas

(1964–1987)

Vom Tag meiner Geburt habe ich klare Vorstellungen. Wir befinden uns in einer Zeit, als Straßenränder eine einzige Parklücke waren, als Telefone noch klingelten und Scheuerlappen mit bloßen Händen ausgewrungen wurden. In der Berliner Esmarchstraße lag am Morgen des 19. Dezember 1964 der erste Schnee. Meine Oma, die jeden Helene-Weigel-Ähnlichkeitswettbewerb gewonnen hätte, ging kettenrauchend (Salem rot) durch die Zimmer ihrer Altbauwohnung und schaute abwechselnd auf das leere Kinderbettchen im Zimmer meiner Eltern und auf das schwarze Telefon aus Bakelit. Ihr Sohn Maximilian, der einen lebenslangen, aber letztlich vergeblichen Kampf gegen seinen Spitznamen Mäxchen führte, rüstete sich für die Babyfotowelle, indem er in seiner Dunkelkammer die Chemikalien immer wieder neu sortierte. Seine Verlobte Renate machte das, was sie immer machte, wenn sie nahe daran war, die Nerven zu verlieren: Sie ging in die Küche und wuchs über sich hinaus. So kurz vor Weihnachten war wildes Drauflosgebacke nicht mal anstößig. Und dann gab es noch die Haushaltshilfe, eine herzengute Nachbarin aus dem Nebenhaus, welche durch unablässiges Keine-

Panik!-Es-wird-schon-schiefgehen!-Gequassel glaubte, zur Beruhigung beizutragen.

Dann klingelte das Telefon. Mein Onkel, der den weitesten Weg hatte, meine Oma, die schon über sechzig war, und meine Tante, die erst den Schneebesen fallen lassen mußte, eilten zum Telefon. Ein offenes Rennen, nur die Haushaltshilfe, die im Wischeimer-Geschepper das Klingeln überhörte, war chancenlos. Es gab Rempelen, die am letzten Türrahmen zu erbitterten Positionskämpfen ausarteten, bevor die teigverschmierte Hand meiner Tante als erstes zum Hörer griff. Am anderen Ende war mein Vater, welcher die Geburt eines Thomas vermeldete. Thomas war damals groß in Mode, neben Andreas, Frank, Martin und Ralf. Auch Michael, Matthias und Stefan wurden gern vergeben – letzterer an meinen Bruder, der vier Jahre später kam. Aber diesmal war es ein Thomas.

Drei Tage später kam mein Liebmütterlein nach Hause – ohne mich. »Ja, wo isser denn, unser kleiner Fratz?« »Könn wir ihn mal sehen?« – »Nö, ich muß ihn dalassen«, sagte mein Liebmütterlein. Tatsächlich wurde sie nach Hause geschickt, Weihnachten feiern, während ich auf Betreiben der resoluten Oberschwester Marianne nicht entlassen wurde, wegen Untergewicht. »Was solln denn die Leute von unserm Krankenhaus halten, wenn wir so n Magerfleisch entlassen? Der Junge braucht n bißchen Speck auf die Rippen, das sieht doch nicht aus!«

Der Junge bekam aber kein Speck auf die Rippen. Noch zu meinem ersten Geburtstag lieferte die Waage so verstörende Ergebnisse, daß ich mit gelben Früchten gefüttert werden sollte, sogenannten »Bananen«. Die Kinderärztin stellte jede Woche ein Rezept über »3 Bananen« aus und

schickte meinen Vater zu einem ominösen Stand in der Berliner Markthalle, dessen Schaufensterscheiben mit Zeitungspapier blind gemacht waren. Mein Vater klopfte an die Scheibe. Die öffnete sich einen Spalt. Eine Hand kam zum Vorschein. Mein Vater, der sich wie in einem Agentenfilm fühlte, übergab wortlos das Rezept und einen Stoffbeutel – und eine Minute später erhielt er den Beutel gefüllt zurück. Es gelang ihm nie, einen Blick darauf zu erhaschen, was sonst noch hinter diesen Scheiben gelagert wurde, aber zweifellos waren es Geschichten wie diese, die dazu führten, daß man sich »in der Republik« erzählte, »die Berliner« bekämen »es vorn und hinten reingeschoben«, gar »alles in den Arsch geblasen«.

Meine erste Erinnerung: Wars, daß mir Herr Schiffing aus dem Parterre zeigte, wie er seine Beinprothese ab- und anschnallt? Oder die fünf Katzenbabies bei unserer Nachbarin, deren Minka gejungt hatte? Oder wie mich das Drogeristenpaar Pfeifahrer, das »selber keine Kinder« hatte, hinter die Ladentheke holte, und mir, wenn ein Kunde seinen Wunsch mitteilte, zeigte, welche Schublade ihres wandfüllenden Apothekenschrankes ich aufziehen sollte? Daß mich die Opernsängerin Keumich vom ersten Stock zuschauen ließ, wie ihr Flügel gestimmt wurde, oder daß mich einmal sogar ein paar Grünpfleger auf der Ladefläche ihrer Ameise mitnahmen? Nein, das war erst später, nämlich an dem Tag, als wir umzogen – aus dem Bötzowviertel in Prenzlauer Berg direkt an den Alexanderplatz in die Rathausstraße 7, den Fernsehturm vor dem Fenster. Es war so was wie der Sechser im Lotto. Meine Eltern bekamen nach sechs Jahren Ehe, kurz vor meiner Einschulung, eine eigene Wohnung. Einen Fahrstuhl gab es und sogar einen Müll-

schlucker! Alles war so toll, daß ich gar nicht darum herumkam, mir vorzustellen, wie die Rathausstraße wohl entworfen wurde: Sieben Männer mit Schlips, Parteiabzeichen und Bauarbeiterhelmen sitzen an einem Tisch, eine Frau führt Protokoll. Einer sagt: »Genossen, was wissen wir über die Bedürfnisse unserer Menschen?« Ein anderer sagt: »Wir wissen alles darüber«, worauf der erste sagt: »Ich höre.« Dann sagt einer: »Unsere Werktätigen möchten zum Feierabend gesellig miteinander Bowling spielen«, worauf der erste sagt: »Dann bauen wir ihnen eine, nein, zwölf Bowlingbahnen.« Ein anderer sagt: »Unsere Menschen möchten sich auch knusprig gegrilltes Hähnchenfleisch einverleiben«, und der erste notiert sich »Broilerbar bauen«. Dann sagt auch die Protokollführerin etwas, nämlich »Daß auch unsere Frauen mal mit ihren Männern bummeln möchten«, worauf sich die Runde darauf einigt, daß so ein bummelndes Paar vor einer Schmuckvitrine ausrechnen sollte, nach wieviel Nachtschicht-Zulagen an die brilliantbesetzten Ohrstecker zu denken ist. Schließlich redet die ganze Runde durcheinander, die Protokollführerin kommt kaum noch hinterher. Nostalgische Witwen sollen im »Café Rendezvous« plauschen und in der Espresso-Bar sollen alte Bekannte, die sich zufällig in den Passagen treffen, einen Kaffee trinken können. Und dann sind sie aufgestanden und haben die Rathausstraße gebaut, mit Mode-, Schuh- und Delikatessläden, mit einer Weinstube, einem Musikalien- und einem Sportgeschäft, mit Broilerbar, Juwelier, Kaffeehaus, Post, Arztpraxen, Bowlingbahn, Espresso-Bar, und und und. Hier funktioniert die DDR so, wie sie mal gemeint war: Als Bedürfnis- und Beglückungsanstalt für jedermann. Ohne allgemeine Morgengymnastik, aber mit um-

sonst Zentralheizung. Die Megaphone, die an die Laternen geschraubt waren, quäkten nur am 1. Mai und zum Republikgeburtstag. Dazwischen schwiegen sie.

Gerade mein Vater war sehr stolz auf die Wohnung. Jeder Besucher wurde von ihm ans Fenster gebeten, um erst einmal, am besten bei einem Cognac, das Panorama zu bewundern. Was wir jeden Tag vom Fenster aus sehen konnten, wurde in den Läden als Ansichtskarten verkauft: Fernsehturm, Neptunbrunnen, Bahnhof Alexanderplatz, Weltzeituhr, Centrum Warenhaus, Hotel Stadt Berlin. Und diese Karten wurden in die ganze Welt verschickt, nach Warschau, Prag und sogar nach Moskau! Darauf Prost! (Und dann kam die Flasche wieder in den Schrank.)

Der neue Nachbar allerdings war ein verkniffener Akten- taschenträger. Anstatt »Ja« sagte er »Nu«. Andere Nachbarn gaben obskure Behörden als ihre Arbeitsstätte an, und es kam selten vor, daß ich in fremde Wohnungen gelassen wurde. Mein Vater hingegen ging in einen »Betrieb«, da gab es »Kollegen« und »Stahlträger«. Pünktlich um zehn nach halb fünf kam er nach Hause, legte sich mit dem ›Neuen Deutschland‹ aufs Sofa, und zehn Minuten später war er eingeschlafen. Mein Bruder und ich wußten nie, ob das geschah, weil die Arbeit so anstrengend oder die Zeitung so langweilig war.

Unter uns wohnte ein Sattlermeister mit seiner Frau. Obwohl in seiner Wohnung Parties stattfanden, bei der kreisende barbusige Frauen am Fenster gesichtet wurden, war er zu uns Kindern immer nur mürrisch. Als der ›Eulenspiegel‹ über einen hochnäsigen »Sattlermeister Peter P.« berichtete, waren sich meine Eltern sicher, daß damit er gemeint war. Einmal wartete ich im Erdgeschoß mit meinem

Vater auf den Fahrstuhl, gemeinsam mit einem der vielen Aktentaschenträger des Hauses. Daß ein Fahrstuhl kam, hörten wir am Gesang, der sich über den Fahrstuhlschacht näherte. Zu einer Melodie, die ich Jahre später als den Uriah-Heep-Song ›Lady in Black‹ wiedererkannte, sang jemand: »Nur fünfzehn Meter im Quadrat/Minenfeld und Stacheldraht/jetzt weißt du, wo ich wohne/ich wohne in der Zone.« Als ein unglaublich dramatisches »Ah-a-ha-haha-aaha – Aaaaah-a-ha-aahaha« erscholl, öffnete sich die Fahrstuhltür, und heraus kam der unter uns wohnende Sattlermeister, der sofort verstummte und das Weite suchte. Im Fahrstuhl fragte der Aktentaschenträger meinen Vater: »Wissen Sie, wer das war?«, und mein Vater sagte, ohne mit der Wimper zu zucken: »Sicher nur n Besoffner, der mal wissen wollte, wies hier aussieht.«

Ich fand das nicht schlimm, daß mein Vater schwindelte, denn ich hatte schon mal eine Erwachsene aus unserem Haus beim Schwindeln erwischt, nämlich Ilka Lux. Sie war Schlagersängerin, unbeschreiblich blond und trug sogar im November Sonnenbrille. Einmal kam sie im Radio: »Reitersmann,/halt deinen Schimmel an,/du siehst es mir doch an,/daß ich nicht mehr laufen kann.« Von wegen! Wenn sie vom Fahrstuhl zu ihrer Wohnung ging, konnte ich sie den langen Gang hinuntergehen sehen, mit weißen Stiletto und Minirock. Aber zugegeben: Als ein Reitersmann würde ich meinen Schimmel für sie anhalten und ihr in den Sattel helfen.

Bald wurde ein weiterer Nachbar berühmt, Herr Hagen. Er wurde berühmt, hausberühmt, als der – geschiedene – Vater von Nina Hagen. Ein Gentleman, ruhig, freundlich, graumelierte, aber volle und auf lässig frisierte Haare. Wür-

dige, niemals angestrenzte Haltung. Immer wie aus dem Ei gepellt. Wenn sich George Clooney sein Image bei jemandem abgeguckt hat, dann bei ihm. Nina sah ich einmal in der Rathausstraße 7. Auch sie trug Sonnenbrille, aber ich erkannte sie trotzdem. Sie suchte an den Briefkästen nach dem Namen Hagen, und weil die Nummerierung der 126 Wohnungen unseres Hauses gewöhnungsbedürftig war, sagte ich, daß ich sie bringe. Mir entging nicht, wie aufgeregt sie war. Sie nahm die Brille ab, setzte sie wieder auf und zupfte sich im Fahrstuhl ständig die Kleidung zurecht. Ihr Vater war allerdings nicht da, und sie fragte mich, was man hier macht, wenn jemand nicht da ist. Ich sagte, man setzt sich auf die Treppe und wartet, und weil sie unschlüssig war, setzte ich mich, um ihr vorzumachen, daß die Treppen sauber sind. Sie setzte sich neben mich, und dann erzählte sie mir alles über ihren Vater – was sie von ihrer Mutter über ihn wusste, warum ihre Eltern sich getrennt hatten, warum sie ihn so lange nicht gesehen hat und warum sie ihn jetzt aber sehen wollte. Ich wollte von ihr lieber Geschichten hören, wie es ist, wenn man berühmt ist und ins Fernsehen kommt, aber sie sagte, daß das mit ihrem Vater wichtiger ist, viel wichtiger als dieses ganze »Berühmtheitstrallala«. Ich mußte ihr allerdings versprechen, daß ich alles für mich behalte, so lange sie lebt, auch für den Fall, daß sie zwischendurch weltberühmt wird, »wat ick durchaus vorhab, meen Freundchen«. Für mich war sie schon in jenem Moment so berühmt, daß es nicht noch mehr gebraucht hätte. Gerade erst war sie mit »Du hast den Farbfilm vergessen« im ›Kessel Buntes‹ aufgetreten! Wir saßen zwei Stunden auf der Treppe, ohne daß Ninas Vater kam, und dann brachte ich Nina wieder zum Fahrstuhl. –

Natürlich habe ich mir diese Szene nur ausgedacht, aber jedesmal, wenn ich Ninas Vater sah, sprang meine Phantasie an und feilte weiter an der Szene, in der mir Nina Hagen in meinem Haus, der Rathausstraße 7, in die Arme läuft.

Bis zum Schulbeginn war die einzige stressige Forderung »Aufessen!«, aber nachdem ich eingeschult worden war, schloß ich mit einem neuen Wort ausführlich Bekanntschaft: »Orntlich«. Ich sollte orntlich sitzen, orntlich schreiben, meine Sachen orntlich halten, orntlich in der Reihe gehen und auch ein orntliches »Hoppi« haben. Altstoffsammeln ging als solches durch. Zu Beginn des Nachmittags beratschlagte ich mit meinen Freunden, ob wir die Neubauten oder aber die Altbauten jenseits des S-Bahn-Bogens abgrasen wollen. In den Neubauten war nicht nur die Zeitungsausbeute größer, weil das in den Neubauten häufig gelesene »Neues Deutschland« großformatiger und demzufolge schwerer war als die in den Altbauten verbreitete »Berliner Zeitung«, es wurde unter den Aktentaschen- und Schlipsträgern der Neubauten auch heimlich gesoffen, was sich in einer höheren Ausbeute an leeren Schnaps- und Weinflaschen niederschlug. Allerdings war in den Altbauten die nächste Altstoff-Annahmestelle immer gleich um die Ecke, während die Entscheidung für die altstoffmäßig ergiebigeren Neubauten immer eine erbärmliche Schleperei am Ende des Nachmittags bedeutete. Um meine Freunde aufzumuntern, behauptete ich, daß uns das Altstoffsammeln schneller aus dem Sozialismus in den Kommunismus bringt. »Um wie viel schneller?« lautete die logische Frage von Sandro Hüppenlenk, und ich überlegte. Ich wollte meine Autorität nicht durch eine unglaubwürdige Antwort aufs Spiel setzen, also sagte ich: »Um zehn Minu-

ten. Für jedes Mal Altstoffe sammeln kommt der Kommunismus zehn Minuten eher.« Für Sandro Hüppenlenk lag der Fall klar: »Den ganzen Nachmittag versauen, für zehn Minuten? Das lohnt nicht.« Zumal der Sozialismus nun auch nicht so schrecklich war, daß wir ihn auf Teufel komm raus hinter uns lassen wollten. Auch die anderen, und schließlich sogar ich fanden, daß es egal ist, ob der Kommunismus zehn Minuten früher oder später kommt, da er doch, wie uns versprochen war, irgendwann sowieso kommt.

So wandten wir uns von der Altstoffsammelei ab und gaben uns einem neuen, viel aufregenderen Betätigungsfeld hin: den unterirdischen Verliesen der innerstädtischen Kirchenruinen. Wir fanden vergessene, von jungen Birken zugewachsene Eingänge und krochen mit Taschenlampen durch enge Gänge. Ich hatte nie Angst steckenzubleiben, denn ich war nach wie vor sehr dünn. In der Parochialkirche stießen wir auf unterirdische Gruften, und in den offenen Sarkophagen lagen tatsächlich – Menschenknochen. Leider jedoch nicht als astreines Skelett, sondern als Knochen-Grabbelkiste: massenweise Rippen und Wirbel, hier und da auch mal Arm- oder Beinknochen, doch nie ein richtiger Schädel. Ich nahm immer ein paar Knochen mit; man kann ja nie wissen, wofür sie mal gut sind. Als uns der Küster der Parochialkirche erwischte, mahnte er uns, daß unsere Umtriebe eine »Störung der Totenruhe« darstellten. Das verwirrte, weil wir das Totsein für etwas absolut Fühlloses hielten, bei dem natürlich eine »Störung« völlig ausgeschlossen ist; wenn ich tot wäre, würde ich mir nichts mehr wünschen, als beim Totsein gestört zu werden. Es war das erste Mal, daß ich mit religiöser Rhetorik in Berührung